

Murnau, Vertrauen 2022.10.20

**Marianne Gronemeyer**

## **Vertrauen ist gut...**

Gestehe ich es doch gleich: ich fühle mich ein wenig deplatziert hier auf dem Horvath-Symposium in Murnau, denn ich weiß zu Horvath nichts zu sagen; ich habe ihn nicht studiert; und ich weiß **auch**, dass es mir auf dem Horvath-Symposium vor gut 20 Jahren genauso erging, als ich über ‚Sehnsucht‘ gesprochen habe, ohne zu riskieren, Ödön von Horvath auch nur zu erwähnen angesichts der damals versammelten geballten Expertise und meiner Unwissenheit. Matthias Kratz hat mich aber ermutigt, es heute wie damals zu halten, und bei meinem Leisten zu bleiben: Seien Sie also darauf vorbereitet, dass ich zwar über Vertrauen sprechen werde, aber nicht darüber, was ‚Vertrauen‘ im Horvathschen Werk für eine Rolle gespielt hat. Ich bin aber zuversichtlich, dass Sie den Brückenschlag leisten können, denn das Thema der Tagung in 2001 hieß „Leben ohne Geländer“, und das scheint mir eine treffende Beschreibung dessen zu sein, was ‚Vertrauen‘ im Kern bedeutet. Wie fange ich es an, mich diesem großen Thema zu nähern, ohne mich darin zu verlieren? Ich greife zu den einschlägigen Wörterbüchern, um die historisch **gewordene** Bedeutungsvielfalt des Wortes ‚Vertrauen‘ zu ergründen. Oft werde ich, wenn ich das tue, mit Überraschungen belohnt. In diesen finsternen Zeiten, in denen nicht nur Krieg in der Ukraine tobt, nicht nur Krieg gegen einen Virus geführt wird, erlebe ich mit wachsendem Entsetzen auch einen Krieg gegen die Bedeutungsvielfalt unserer Sprache. Auch in diesem Krieg geht es um Siegen und Verlieren. Vor unseren Augen geht die erzählte Welt unter und muss der verzählten Welt der Algorithmen weichen. Die Ingenieure, Mathematiker und Statistiker haben das Sagen und machen die Sprache der Denker, der Dichter und Musikanten, die Sprache des

Stauens der Kinder, die Sprache des Gotteslobs und der Menschenfreundlichkeit mundtot. Sie beanspruchen das Welterklärungsmonopol für sich. Mir scheint, dass die Wiederherstellung der Mehrdeutigkeit der Wörter und der Vielsprachigkeit der ihnen zugehörigen Wirklichkeit, **eine** verbliebene Möglichkeit sein könnte, dem allenthalben spürbaren, grassierenden Vertrauensverlust etwas entgegenzusetzen. Mit dieser Vermutung habe ich mich zu meinem Vor-Urteil über das Vertrauen bereits bekannt. Vertrauen ist ein kostbares Gut; es gehört zu den schönsten menschlichen Möglichkeiten, dass wir fähig sind zu vertrauen; aber, wie alle Fähigkeiten kann auch jene zu vertrauen, verlorengehen, wenn kein Gebrauch von ihr gemacht wird. Da Vertrauen - meinem Vorurteil zufolge - etwas Gutes ist- ist sein Verlust beklagenswert. Aber woher weiß ich eigentlich, dass Vertrauen - sowohl gesellschaftliches als auch persönliches – im Niedergang begriffen ist? Auch das ist ein Vor-Urteil, wenn auch ein durch Alltagserfahrungen gefestigtes.

Die Einträge im Grimmschen Wörterbuch und im Deutschen Sprichwörter-Lexikon zu den Stichworten ‚trauen‘, ‚vertrauen‘ und den zugehörigen Substantiven haben mein Vorurteil keinesfalls erhärtet. In der überwiegenden Mehrzahl der Belege wird ein düsteres Bild vom Vertrauen gemalt, das darauf hinausläuft, dass dem Vertrauen nicht zu trauen ist. Von ihm ist demnach abzuraten, es stiftet Unheil, an dem der Vertrauende obendrein selbst die Schuld trägt, es ist purer Leichtsin, man hat das Nachsehen, es fordert den Betrug geradezu heraus, wer klug ist, lässt die Finger davon. Hier ein paar Beispiele: „Jedermann vertrauen ist thorheit und leichtfertigkeit“. „Wer leicht vertraut, wird leicht betrogen“. „Vertraue keinem Freunde, du habest ihn denn erkannt in der Not“ (alle Grimmsches Wörterbuch). „Trauen ist gut, aber Mißtrauen noch besser.“ „Wenig trauen ist am sichersten.“ „Zu viel trauen, schafft trauern.“ „Vertrauen schafft Liebe und Diebe.“ „Trau schau wem.“ (Deutsches Sprichwörter-Lexikon). Das Sprichwort „Vertrauen weckt Vertrauen“ steht ziemlich

einsam zwischen all den Warnungen. Nur Gottvertrauen und in gewissem Sinn Selbstvertrauen fällt nicht unter das Verdikt: „Traw nur Gott allzeit, er hilft aus fehrlichkeit“.

In der Antike hatte man offenbar ein eher nüchternes Verhältnis zum Vertrauen und empfiehlt es unter bestimmten Vorbehalten. Nicht allen, sondern nur den Bewährten zu vertrauen, rät Demokrit, und bedachtes, nicht aber blindes Vertrauen sei angemessen. Gorgias hingegen stellt fest, dass ohne Vertrauen das Leben nicht gelebt werden könne. Aristoteles hält es für eine Bedingung der Freundschaft und der Aufrechterhaltung der Polis, während die Tyrannis ihren Bestand durch Anonymität und Misstrauen unter den Untertanen wahre. (Ritters Historisches Wörterbuch der Philosophie)

Überragende Bedeutung als Imitatio Dei gewinnt das Vertrauen in der christlichen Botschaft.

Und heute? Die Moderne prägt keine Sprichwörter mehr, sondern Slogans, vornehmlich werbewirksame. Der Wahlspruch, der mir augenblicklich in den Sinn kam, als ich das Thema unserer Gesprächsrunde hörte, war: „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“.

Jetzt tue etwas, was dem Vertrauen eigentlich nicht angemessen ist: Um der Mehrdeutigkeit des Wortes die Ehre zu geben, unterscheide ich drei Arten von Vertrauen, so wie sie sich mir der Auskunft der Wörterbücher zufolge darstellen:

- das unbedingte Vertrauen, das in seiner Vollendung geradezu 'blind und unbedacht' ist; es bewährt sich gerade dadurch, das es einem ganz und gar nicht vertrauenswürdigen Gegenüber geschenkt wird;
- das bedingte Vertrauen, das nur unter bestimmten Voraussetzungen gut ist, aber schädlich, wenn diese Voraussetzungen nicht gegeben sind oder nicht beachtet werden;

und das pervertierte oder Pseudo-Vertrauen, das kein Vertrauen ist, aber so tut, als sei es das und als könnten Vertrauen und Kontrolle schiedlich und friedlich, also einträchtig nebeneinander bestehen.

Ich beginne mit dem Vertrauen, das ich *faute de mieux* ‚bedingtes‘ genannt habe und erzähle dazu eine Geschichte des Herrn Michel de Montaigne, des großen Essayisten des 16. Jahrhunderts:

Die Ursituation, in der das Vertrauen auf die Probe gestellt wird, ist die Gastfreundschaft, die mich zu entscheiden nötigt, wen ich über meine Türschwelle lasse. Montaigne also wird von einem Gutsnachbarn mitsamt seinem berittenen Gefolge, Männer in Waffen „besucht“. Der Hausherr ahnt, daß das, was dort als Besuch inszeniert wird, die Präliminarien eines Überfalls sind. Gleichzeitig ist er aus Gründen des Gastrechts gehindert, diesen Verdacht offen auszusprechen und seinerseits sein Gefolge in Stellung zu bringen. Also tut er so, als sei der Besuch ein Besuch. Er bewirtet seine Gäste üppig, lässt einen Gang nach dem andern auffahren und viel Wein fließen und vereitelt so das böse Vorhaben, das angesichts dieser Offensive des Lächelns nicht zum Zuge kommt, dem buchstäblich die Gelegenheit, der rechte Augenblick zum Umsturz der Situation, ausgeht. Schließlich reitet die ganze Bande betrunken und vollgefressen davon, die Niederlage der Eindringlinge ist besiegelt, ohne dass ein einziges Wort der Feindschaft gefallen ist. Fürderhin sind alle gehalten, über das Ereignis Stillschweigen zu bewahren. Weder darf der Gastgeber über den andern öffentlich triumphieren und sich seiner List prahlerisch rühmen, ohne seinem noblen Ansehen zu schaden, noch darf der Eindringling je wieder auf sein Vorhaben zurückkommen, denn seine Niederlage bleibt nur dann geheim, wenn er die Situation als das nimmt, was sie dem Augenschein nach war: ein nachbarschaftlicher Besuch.

Nun ist aber das listige Verhalten des Herrn de Montaigne weder eine Handlungsanweisung mit Erfolgsgarantie - das ganze Unternehmen hätte ja durchaus danebengehen können. Noch ist das, was der Hausherr seinem ungebetenen Gast bietet, wirkliche Gastfreundschaft, denn seine Generosität wird zur Waffe. Er setzt sie ein, um den andern kampfunfähig zu machen, und wahrscheinlich ist auch der böartige Nachbar nicht wirklich *umgestimmt*, sondern resigniert und grimmig davongeritten. Die ganze Situation ist aufgeladen mit Misstrauen und Vertrauensmissbrauch.

Ein paar Schlussfolgerungen:

Der Gastgeber erkennt das dem Gastrecht innewohnende Vertrauen als verpflichtend an, als eine Pflicht, die durch jahrhundertealte Tradition in ihrer Gültigkeit befestigt ist, aber, wie man an dem Nachbarn sieht, doch gebrochen werden kann, denn der missachtet das alte Gebot, obwohl er um dessen Gültigkeit weiß und von ihm zu profitieren versucht. Die Gastlichkeit ist in ihrer selbstverständlichen Gegenseitigkeit schon erschüttert, und so wird das in ihr geforderte Vertrauen riskant und zugleich berechnend. In der antiken Tradition wird das Risiko, das der Fremde darstellt, von vornherein dadurch gemildert, dass die Gastfreundschaft nicht jedem Daherkommenden (Barbaren) gebührt, sondern nur dem, der der eigenen Sprachgemeinschaft angehört. Und auch das, gehört zum bedingten Vertrauen, dass es seinen Preis hat. Den Gutsherrn hat es ein Gutteil seiner Vorräte gekostet, den er sich nachträglich in Heller und Pfennig ausrechnen konnte. Dadurch, dass es seinen Preis hat, wird es zum ‚Wert‘ und gerät in die Sphäre der Ökonomie. Es wird der Sphäre, in der es um gut und böse geht, entfremdet.

Hier also wurde das Vertrauen *benutzt*, um einen symbolischen Rahmen zu schaffen, damit eine Auseinandersetzung in statu nascendi unblutig beendet werden

konnte. Ich sympathisiere durchaus mit dieser ‚Strategie‘, sie ist ja nicht nur gewitzt, sondern auch witzig und wirksam. Ob sie Frieden stiftet, ist allerdings mehr als fraglich.

Eine andere Geschichte erzählt von einer ganz anderen Art von Vertrauen, das ich versuchsweise aber nur halb stimmig ‚bedingungslos‘ genannt habe. Es ist das Gleichnis vom barmherzigen Samariter.

Ivan Illich, mein wichtigster Lehrer, hat mit Nachdruck darauf verwiesen, dass - entgegen einem jahrhundertealten Missverständnis diese Parabel nichts darüber sagt, wie ich mich meinem Nächsten gegenüber benehmen soll. Die Frage der Pharisäer, die Jesus mit dem Gleichnis beantwortet, lautet vielmehr: „Wer ist mein Nächster?“ Es wird die Geschichte der Entstehung eines Vertrauensverhältnisses zwischen zweien, die einander nicht nur fremd, sondern von Haus aus, feindlich gesonnen sind, erzählt. Wir sollten an eine Begegnung zwischen einem Juden und einem Palästinenser denken, schlägt Illich vor, um ermessen zu können, wie es um die Beziehung zwischen dem Samariter und dem Juden, ihrem Herkommen nach, stand.

Und dieser Samariter nun unterbricht seine Geschäftsreise, um dem im Straßengraben liegenden, ausgeplünderten und geprügelten Juden, der unter die Räuber gefallen war, wie es heißt, beizustehen. Er verbindet ihm seine Wunden, hebt ihn auf sein Pferd und bringt ihn in eine Herberge. Dem Wirt zahlt er im voraus, was ihm an Kosten entsteht, und verspricht, bei seiner Rückkehr zu begleichen, was vielleicht noch fehlt. Warum tut er das? Wie wird dieses gegenseitige Vertrauen gestiftet? Nicht, weil sie die gleiche Sprache sprechen oder aus derselben Gegend stammen oder in der gleichen Tradition aufgewachsen sind. Nicht, weil er auf einen moralischen Vorteil spekuliert oder weil er einer Regel des Anstands gehorcht,

sondern weil ihm der Anblick des geschundenen Fremden buchstäblich in die Eingeweide fährt. Anblick im doppelten Sinn des Wortes: Ihn trifft der Blick des Anderen und der Anblick, den der in seiner Not bietet, gleichermaßen. Diese Hinwendung zum Andern, der in seiner Erbärmlichkeit nicht gerade ein prädestiniertes Objekt der Erwählung ist, entspringt nicht seinem eigenen großherzigen Entschluss, nicht einer Generosität, derer er sich rühmen könnte, nicht einem Akt der Selbstüberwindung, sondern sie ist Resonanz, Widerhall auf ein Geschenk, das der Geschundene dem reisenden Samariter macht. Dass er seinen vorgezeichneten Weg verlassen und sich dem Fremden vertrauensvoll zuwenden kann, verdankt der scheinbar Entschlussfreudige dem Hilflosen. Ihre Verbundenheit entsteht in der Gegenseitigkeit ihres Anblickens.

Man könnte auch, um eine andere Sinneswahrnehmung zu bemühen, sagen, der Samariter *gehört* dem *Befehl* des Juden. Dann müsste man allerdings im Wort ‚gehören‘ das ‚Hörchen‘ wieder hören können, das Lauschen; und wir müssten im ‚Befehlen‘ das ‚Sich-Anbefehlen‘ hören können und nicht nur das gebellte Kommando. Denn tatsächlich ist der ursprüngliche Sinn des ‚Befehls‘, dass die Saat der Erde ‚befohlen‘ wurde. Eine Ursituation des Vertrauens, bei der man sich der letzten Reserven beraubt im Glauben daran, dass Sonne, Erde, Luft und Regen etwas Vielfaches daraus entstehen lassen, Deo volente. Und man müsste den Zusammenhang verstehen zwischen Auf-jemanden-oder-etwas-hören (audire) und ‚aufhören‘ im Sinne von etwas beenden, innehalten (finire). Denn tatsächlich muss ich um auf die Stimme eines Anderen hören zu können, alles andere beenden, um ganz Ohr zu werden. . „*Lauschen*“, schreibt Byung-Chul Han, „ist die religiöse Haltung schlechthin.“<sup>1</sup> Es sei ein Zustand seliger Selbstvergessenheit. Ich sage: Es ist ein Ge-hor- sam der nicht knechtet, sondern befreit. Befreit von der Fesselung an

---

<sup>1</sup> Byung-Chul Han: UNDTINGE. Umbrüche der Lebenswelt, Berlin 2021, S. 92.

das Ich, ein Akt reiner Umsonstigkeit: Was sich dort auf der Straße zwischen Jerusalem und Jericho begibt, folgt niemandes Absicht und keiner gültigen Norm. Es ist resistent gegen jede Pädagogisierung, man kann es nicht lernen und nicht lehren und schon gar nicht methodisch herstellen: Das Handeln des Samariters entspringt schierer Passivität. Was für ein herrliches Paradox. In einem Gespräch mit Florian Rötzer, in dem es um die ‚Erfahrung des Anderen‘ geht, sagt Emmanuel Levinas es so: Erfahrung? „Mit diesem Wort bin ich sehr vorsichtig. Erfahrung ist >bereits< Wissen (*über* den Anderen). Das Anwesen des Anderen berührt mich. Berührt ist besser - je suis touché -, weil ich dann eigentlich passiv bin. Ich bin angegangen. Auf Deutsch sagen Sie sehr schön: der Andere geht mich an.“<sup>2</sup>

In seinem „Versuch über die Müdigkeit“ beschreibt Peter Handke eine Art von einladender Müdigkeit, die ihn so deutlich absichtslos machte, dass er spürbar nichts mehr mit denen, die um ihn waren, vorhatte, und das machte ihn offenbar so Vertrauen erweckend, dass sich Fremde umstandslos und schweigend zu ihm gesellten, nicht nur seinesgleichen, sondern auch Tiere und Kinder. Und doch ist diese Passivität, die Vertrauen schafft, verbunden mit einer außergewöhnlichen Hellhörigkeit und Hellsichtigkeit (Handke nennt sie klaräugig) für die volle Anwesenheit des oder der Anderen.

Es ist kein Zufall, dass Jesus diese Geschichte in der Form eines Gleichnisses erzählt. An dieser Selbstvergessenheit – sie ist nicht zu verwechseln mit Selbstverwerfung - müssten wir, wenn wir ihr nachjagten, scheitern. Sie ist ein Geschenk des gesegneten Augenblicks. Dafür gab es einmal ein Wort, das heute fast nur noch als peinlich wahrgenommen wird: Gnade.

Das bedingungslose Vertrauen hat die Kraft den, die, das Andere umzustimmen.

Aber die Umstimmung wird nicht bewirkt durch die Wirkkraft der Überzeugung, nicht

---

<sup>2</sup> Emmanuel Levinas im Gespräch mit Florian Rötzer, in: Rötzer, Florian: Französische Philosophen im Gespräch, München 1987, S. 96.



durch den „eigentümlich zwanglosen Zwang des besseren Argumentes (Habermas), sondern durch die Einwilligung, sich umstimmen zu lassen. Ich habe den griechischen Begriff ‚dynamis‘ immer sehr geschätzt, obwohl ich kein Griechisch kann. Dynamis ist die Kraft des Bewirkens, aber sie ist vollkommen kraftlos, wenn ihr auf der anderen Seite nicht eine Kraft der Wehrlosigkeit gegenübersteht, die Bereitschaft, etwas an sich geschehen, auf sich wirken zu **lassen**.

Und damit komme ich - drittens - zu der allzu geläufigen Überzeugung, dass Vertrauen gut, aber Kontrolle besser sei. Der Satz kommt harmlos daher, er hat eine gewisse Leichtigkeit durch die leise Ironie, mit der er sich präsentiert. Aber ich bin versucht ihn ‚perfide‘ zu nennen. Er ist jenseits jeder möglichen Rede über Vertrauen angesiedelt. „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“, ist eine Fanfare mit der das „technogene Milieu“ sich Geltung verschafft. „Technogenes Milieu“ nennt Ivan Illich jene zweite Natur, mit der homo faber im einträchtigen Miteinander mit homo oeconomicus und homo educandus die erste Natur zu überbieten trachtete. Das durch und durch menschengemachte Milieu, in dem es zuguterletzt, nichts mehr geben soll, was nicht vom Menschen veranlasst und seiner Kontrolle unterworfen ist, werde der ersten Natur in jeder Hinsicht überlegen sein. Das war die Verheißung. Schon 1957 schreibt Rudolf Schottlaender in seiner ‚Theorie des Vertrauens‘: „Der Mensch als handelndes Wesen hat an die Stelle der natürlichen Sicherheit, die dem Tier seine spezifische Umwelt bietet, notgedrungen und zum Heile der Gattung eine technische<sup>3</sup> Sicherheit gesetzt, auf die sich die menschliche Seele immer mehr einrichtet.“ Für Schottlaender ist der eingeschlagene Weg (wie wahrscheinlich für die Mehrheit der Erdenbewohner heute) „notgedrungen und zum Heile der Gattung“, obwohl er uns an den Rand des Abgrunds und sogar in ausweglose Lage gebracht

---

<sup>3</sup> Rudolf Schottlaender: Theorie des Vertrauens, Berlin 1957, S. 19.

hat. Fraglich, ob wir, was der Rand des Abgrunds immerhin erlaubt, noch den entscheidenden Schritt zurück machen können. Und fraglich, ob das „Auchanderskönnen“, für das Schottlaender um des Vertrauens willen plädiert, dem Nichtanderskönnen gewichen ist, was uns aber nicht davon entbindet, auf das Auchanderskönnen zu vertrauen. Denn es ist ein Wesenszug des Vertrauens, dass es sich nur dadurch bewähren kann, dass wir vertrauen. Dafür, dass wir das tun, besteht das größte Verhängnis darin, dass das technogene Milieu, in unsere Seele eingedrungen ist, (was Schottlaender offenbar heilsam für den Bestand der Gattung fand) und sich unserer Sinne und unserer Wahrnehmungen bemächtigt hat; unsere Sinneswahrnehmungen im 21. Jahrhundert **sind** technogen, sagt Ivan Illich<sup>4</sup>.

Ich habe die Behauptung, dass Vertrauen gut, Kontrolle aber besser sei „perfide“ genannt, ich bin sogar versucht, sie ‚teuflich‘ zu nennen. Bei Eugen Rosenstock-Huessy, einem noch gründlicher als Illich vergessenen großen Denker des vorigen Jahrhunderts habe ich etwas über die List des Teufels gelernt. Der Teufel tue so, als sei nichts; in Wirklichkeit vernichte er, sagt Rosenstock. Genau das macht der inkriminierte Satz: Er würdigt das Vertrauen, nennt es gut, um dann einer Strategie der radikalen Vernichtung des Vertrauens, der Kontrolle nämlich, das Wort zu reden, indem er sich der inneren Logik des Komparativs bedient. Vor dem Komparativ bin ich auf der Hut. Warum soll etwas, was ‚gut‘ ist, dadurch überboten werden, dass das Bessere an seine Stelle tritt. Gut ist gut genug. Der Komparativ fördert nicht nur die Konkurrenz durch unablässigen Vergleich, er verstellt auch den Weg zum ganz Anderen.

---

<sup>4</sup> Ivan Illich: Philosophy...Artifacts...Friendship unveröffentlichtes Vortragsmanuskript. Standort Illich Archiv Wiesbaden.

Was besser ist, ist im Recht. Alles bleibt, was es ist, es kann allerdings immer noch besser werden und deshalb stellt sich die Frage, ob es anders werden soll und muss, nicht.

Die permanente Optimierung des Falschen hält die Wachstumsgesellschaft trotz ihrer verheerenden Wirkungen am Laufen. Ich plädiere also trotz alledem dafür, dem Vertrauen auf das das Auch-Anders-können zu trauen. Denn: Vertrauen kann sich nur dadurch bewähren, dass man es wagt.

